

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Text]

— Auch war die Garde bei der Hecke, erwiderte Napoleon, indem er dem Grenadier durch ein Zeichen dankte.

Einige Tage nach dieser Heerschau spazierte Napoleon in den Quartieren der Garde, an die Eroberung Spaniens oder vielleicht an den alten Grenadier denkend, der ihm so gut aus der Klemme geholfen, als er ihn auf einem Steinhaken mit überschlagenen Beinen sitzen sah, ein jähriges Bübchen auf seinen Knien schaukelnd. Der Kaiser blieb vor ihm stehen. Allein der alte Krieger ließ sich nicht stören und begnügte sich zu sagen.

— Bitte um Entschuldigung, Sire! wenn ich aber aufstünde, würd Jacquot schreien wie ein preußischer Pfeifer, und das würde Ew. Majestät zuwider sein.

— Schon gut! versetzte Napoleon. Du heißest Jakob?

— Ja, Sire; Jakob. Deswegen nennt man den Kleinen Jakobchen.

— Ist's dein Sohn?

— Das nicht; aber seine Mutter war eine wadere Marktenderin, der vor zwei Monaten ein Spizhub von Uhlán einen Säbelhieb in's Genick gab, während sie einem Tapfern, ihrem Manne, der ein Bein verloren hatte, ein Gläschen einbrachte. Daran ist sie gestorben und das Kind wurde eine Waise.

— Und du hast das Kind angenommen? sagte der Kaiser.

— Ja und die andern. Wir haben es in der Rückenbinde seiner todtten Mutter gefunden; es tobte wie ein Kavallerist zu Fuß; sein Wagen war leer wie die Kasse des Königs von Spanien. Der sterbende Tapfere erzählte uns, daß dessen Mutter im Dienste Ew. Majestät getödtet wurde. Hierauf haben wir alle den Schreier angenommen, und da ich ihn am ersten erblickte, so ward ich mit seiner Versorgung beauftragt.

Napoleon betrachtete einen Augenblick den Grenadier, der den Kleinen auf seinem Knie im Reiten übte, dann sagte er zu ihm:

— Ich bin dir etwas schuldig, Jakob.

— Mir, Sire? Sie haben mir für diese Schmarre das Kreuzertheilt; ich bin Ihnen meine Erkenntlichkeit schuldig.

— Es ist, versetzte Napoleon, wegen der Antwort, die du dem Kaiser Alexander gabest.

— Ich habe ihm keine Unhöflichkeit gesagt, diesem Kaiser! Hätte er sich vielleicht über mich beklagt?

— Gewiß nicht, fuhr der Kaiser fort; denn ich will dich belohnen. Nun, was wünschst du?

— Bei meiner Treue, erwiderte Jakob, es

fehlt mir nichts; weil Sie mir aber Ihre Gewogenheit beweisen wollen, geben Sie diesem Kleinen etwas, es wird ihm Glück bringen.

— Recht gern, sagte der Kaiser. Jakob stund auf, nahm das Kind auf den Arm, nähete sich dem Kaiser während dieser in seinen Taschen ein Geschenk für die Waise suchte. Er fand nichts als einige Goldstücke, die er schnell wieder einsteckte, denn es war nicht mit dieser Münze, daß er das Herz seiner Soldaten gewonnen hatte. Er suchte neuerdings, fand aber nur einige Briefe. Da er sich endlich keinen Rath wußte, fiel ihm in seiner Gilettasche die Tabaksdose in die Hand, die er dem Grenadier darreichte. Dieser fing an zu lachen, indem er die Dose betrachtete und sagte:

— Wie dumm! einem Kinde das nicht einmal raucht eine Tabaksdose geben!

Der Kaiser wollte antworten, fühlte aber, daß man an seinem Hut zerrte und sah, daß das Kind, welches der Grenadier auf dem Arm hatte, die Hand in die Schlinge gebracht und mit der Cocarde spielte.

— Sehen Sie, Sire, sagte der Grenadier, der Kleine ist schlimmer als wir Beiden; er macht's wie Ew. Majestät, er nimmt was ihm ansteht.

— Wohlán, versetzte der Kaiser, er soll es behalten.

Er riß die Cocarde selbst vom Hute, gab sie dem Kinde, zu welchem Jakob sagte, indem er es auf seinen Armen tanzen machte: „Nun zeige Er. Majestät, daß du reben kannst! Und der Knabe klatschte lachend mit den beiden Händen und stammelte leise: Es lebe der Kaiser!“

Nach diesem Vorfalle machte Jakob viele Reisen: er kam wieder nach Paris, ging nach Madrid, kehrte nach Wien zurück, drang bis nach Moskau, und begleitete Napoleon auf die Insel Elba. Das Jakobchen machte alle diese Feldzüge mit, bald den Grenadieren zu Fuß nachlaufend, bald auf den Gepäckwagen sitzend, bisweilen rittlings auf dem Tornister des alten Soldaten. Er hatte ein Säbelchen, eine Holzkappe auf dem Ohr, und pfiß wie eine Nachtigall. Jakob, der Napoleon liebte und ehrte wie man seine Mutter und sein Vaterland liebt, hatte seinem Zöglinge die nämlichen Gefühle mitgetheilt. Die Art wie das Kind die Cocarde tragen sollte, setzte jedoch den Grenadier in große Verlegenheit, als er auf den Gedanken gerieth, dieselbe als Medaillon eingefaßt an dessen Halse zu hängen. — „Höre, Jakobchen, sagte er zu ihm, du wirst dein Morgen- und Abendgebet vor dieser Reliquie verrichten, oder ich mache dich die Bräthe ganz heiß

essen. Wie gesagt, so gethan, und während acht Jahre kniete der Kleine Morgens und Abends vor seiner Cocarde nieder und betete für seinen Vater Jakob und für den Kaiser.

Diese acht Jahre reichten hin um Frankreich auf den Gipfel des Ruhmes und der Macht steigen und dann in einen Abgrund von Widerwärtigkeiten versinken zu sehen. Napoleon wurde nach St. Helena verbannt und die Armee aufgelöst. Der arme Jakob wurde wie die andern heimgeschiedt mit seinen drei Chebron, seinem Stern und seinem Jakobden. Ludwig, der gerade neun Jahre alt war, fing an das Unglück zu begreifen; oft erzählte er mir, daß ihm am meisten auffiel zu sehen, daß sein guter Vater, der noch wenige Monate früher Eilmärsche von fünfzehn bis zwanzig Stunden mit Flinte und allem Gepäck beladen täglich gemacht, nach einem Marsch von einigen Stunden ganz erschöpft niedersinken mußte, jetzt da er nur einige Kleidungsstücke und einen Stock trug. Von Tag zu Tag nahmen seine Kräfte ab. Oft brachten sie die Nacht in elenden Schoppen zu; Ludwig sammelte das verstreute Stroh zusammen, den alten Grenadier damit zuzudecken. Jede Nacht wachte er bei ihm und theilte mit ihm die Nahrung, welche ihm die Eigenthümer aus Mitleiden schenkten. Endlich wurde Jakob so schwach, daß sie sich in einer verlassenen Hütte einquartieren mußten, wo der unglückliche Soldat vom Schmerz überwunden, wider Willen diese Worte fallen ließ: „Jakobchen, ein wenig Branntwein oder ich sterbe.“ Das gute Kind brach in heiße Thränen aus, ging auf die Landstraße und begehrte ein Almosen; es erhielt aber nichts und war am Verzweifeln, als ihm eine Idee befiel, eine Idee wie sie nur das Unglück eingibt; er warf sich auf die Knie, zog sein Medaillon heraus und schrie schluchzend: „Lieber Gott! lieber Gott! gib mir Branntwein für den Vater Ja-

lob!“ Unaufhörlich wiederholte er und erstickte fast vor Weinen: „Lieber Gott! gib mir Branntwein für den Vater Jakob!“ In diesem Augenblick nähert sich ihm ein Herr; er fragte um die Ursache seines Jammers; das Kind erzählte ihm unter Thränen seine Geschichte und endigte mit den Worten: „Der Vater Jakob hat mir verboten, mich jemals von dieser Cocarde zu trennen; er hat mir gesagt, daß sie mich schützen würde, daß sie mein ganzes Vermögen sei; wenn Sie mir jedoch einen Sou dafür geben, so können Sie dieselbe nehmen; ich werde Branntwein für den Vater Jakob kaufen.“ Der gerührte Fremde antwortete dem Kind: „Derjenige, den du angerufen hast, hat in Frankreich einige alte Soldaten gelassen, die seine Gutthaten mit ihren alten Waffengefährten theilen werden. Führe mich zum Jakob.“ Und dieser Mann...

— Dieser wohlthätige Mann, unterbrach der Marineoffizier die Erzählung der Frau Generalin; dieser wohlthätige Mann schloß mich armen Bettler in seine Arme. Er ließ Jakob in sein Schloß bringen und rettete ihm das Leben; er versicherte ihm ein Jahrgehalt, ließ mich Waise wie seinen Sohn erziehen, und jeden Tag noch überhäuft er mich mit Wohlthaten.“

Bei diesen Worten fing der junge Mariner an zu weinen; der General und seine Frau ergriffen seine Hände und ersterer sagte seinerseits:

— Du endigst die Geschichte nicht, Ludwig; du vergiffest zu sagen, daß ich versprochen habe dir die Cocarde am Tage wiederzugeben, wo du mit einem verdienten Epaulette zurückkommen wirst, wie wir die unsrigen verdienten; und wie Sie sehen, die Cocarde ziert seinen Hut: denn Ludwig war bei der Einnahme Algiers, und sein Kapitän, der ihn als Aspirant mitnahm, schickte mir ihn als Fähndrich zurück.

## Naturgeschichte.

### Der Dachs

oder der Einsiedler im Walde.

An einem Augustabende da die Luft durch vierzehntägige Hitze schwül und drückend war, wandelte ich nach dem nahen Wäldchen um leichter athmen zu können. Ich setzte mich am Ufer

eines Baches wo das Gras seine Frische erhalten hatte auf einen weichen Moosrasen. Tiefe Stille herrschte rings um mich her; denn um diese vorgerückte Jahreszeit lassen die gesiederten Gäste des Waldes weder ihre Liebesrufe noch ihre Bonnelieder mehr hören. Mit desto größerer Aufmerksamkeit lauschte ich auf Lebenssymptome,

da wo die Natur ganz ausgestorben zu sein schien. Ich durfte nicht lange warten. Ein leichtes Rauschen von Blättern erweckte meine Neugierde und ich sah ein Pärchen Grasmücken aus einem nahen Busche emsig ausschlüpfen, Wäcken im Flug fangen und wieder in ihrem Verstecke verschwinden. Ich errieth die Ursache dieses beständigen Hin- und Hergehens. Die Brut des verflorenen Frühlings war durch muthwillige Knaben zerstört worden; diese mußte ersetzt und die nicht flügenden Jungen mit Nahrung versehen werden, wozu keine geringe Regsamkeit erforderlich war. Etwas weiter erkannte ich die Gegenwart des Grünspechts; er hämmerte mit seinem harten Schnabel an dürren Wipfeln, daß es weithin durch den Wald schallte. Er suchte Insekten und Larven, die seine Hauptnahrung ausmachen, und der Lärm seiner Arbeit glich dem eintönigen Tic-Tac einer Uhr.

Plötzlich regte es sich nicht weit von mir am Boden. Selbst ein geübtes Ohr würde das leise Geräusch wohl kaum vernommen haben, wenn nicht das dürre Moos und die spröden Reiser

es sehr bemerkbar gemacht hätten. Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte ich regungslos. Da schleicht aus dem Dickicht ein sonderbarer Waldbewohner hervor; er trippelte vorsichtig schnuppend und emsig umherfuchend am Rande des Baches entlang. Es war ein Dachs, der gegen Abend aus seinem Bau hervorkömmt und auf Raub ausgeht.

Dies Raubthier, welches zu der mordgierigen Familie derarder gehört, hat keinen so schlechten Ruf als diese letztere, doch zieht er rohes Fleisch jeder andern Nahrung vor. Da ihm aber die Lebhaftigkeit, die Gewandtheit im Klettern abgeht, um die Vogelnester auszuheben, oder in die Hühnerhäuser zu dringen um Viegeleien zu begehen, so glaubt man ihn unschuldiger als er wirklich ist. Er nährt sich von Wurzeln, allerlei Gewürm, Mäusen, Schlangen etc., wodurch er dem Menschen Dienste leistet; aber er stellt auch den jungen Hasen, den Feldbühnern, der Wachteln und überhaupt allen Vögeln, die auf dem Boden nisten, nach. Die Pächter, welche am Rande oder mitten im Walde wohnen, wo diese



Raubthiere sich aufhalten, haben nur zu oft die Verheerungen ihres Geflügels durch den Dachs zu beklagen.

Jetzt wendet sich der Dachs seitwärts und kam nach kurzem Hin- und Herschnuppern schnurgrade auf mich zu. Ich vermied die geringste Bewegung: Bald links, bald rechts witternd, hier liest er einen Wurm, dort einen Käfer auf, hier gräbt er blizschnell ein Loch in den Boden und erhascht eine Maus. Ein leichtes Lüftchen macht ihn den Kopf nach dem Buchengebüsch drehen, welches das Graswüdenneft sammt den Jungen birgt, und schnell wie ich es ihm gar nicht zutraut, springt er in das Dickicht, packt die junge Brut und verschwindet damit.

Aus dem was ich gesehen folgerte ich, daß des Dachses Auge nicht so klar ist als sein Geruchssinn scharf. In der That sah er mich nicht ob er zwar nur einige Schritte von mir entfernt war, und wenn er mich nicht gewittert wie das Vogelneft, so kommt dies daher, weil ich unterm Winde war.

Ich suchte jetzt in dem Busche nach, in welchem der Dachs verschwunden war und ich fand bald den Eingang zu seinem Erdbau. Diese Höhle, drei bis vier Fuß tief, immer voll Kriemmungen und Windungen, wird mit den scharfen Krallen der Vorderfüße gegraben, und ist dem Alter des Dachses angemessen. Jedes Jahr setzt er sein Graben fort und bleibt in seiner Höhle, so lange er darin nicht gefährdet ist. In der Tiefe enthält sie den sogenannten Kessel, eine runde ausgearbeitete Kammer, wo sich die Alten im November paaren und die Dächsin im Februar drei bis fünf blindegorene Junge zur Welt bringt.

Als schädliches Thier wird der Dachs das ganze Jahr, besonders aber im März gejagt, weil alsdann die Jungen noch bei der Mutter sind. Diese Jagd wird mittelst Dachshunden

### Der hohle Felsen.

Im Hintertheil der Rhede von Brest, am Vorgebirg der Halbinsel Keler, liegt der im Laubwerf von Hochholz versteckte Weiser Roseanvel, dessen Kirchturmspitze die Bäume ringsum überragt und als Wegweiser dient. Der Ort besteht kaum aus dreißig Häusern, die sich um die Kirche reihen, welche vom Friedhofe umgeben ist, den riesenhafte Nußbäume beschatten.

\* Dieser Felsen ist noch vorhanden bei Brest und die Geschichte davon ist wahrhaft.

vorgenommen, die allein in die Höhlen schlüpfen können und durch langes Belien angeben, daß der Dachs darin ist. Der in seinem Versteck angefallene Dachs vertheidigt kräftig seine Jungen. Zuerst wühlt er die Erde um, die Hunde zurückzuhalten oder zu vergraben; gelingt ihm dies Mittel nicht, so liefert er ihnen einen blutigen Kampf, der selten zum Vortheil des Hundes ausfallen würde, wenn ihm die Jäger nicht zu Hilfe kämen, indem sie möglichst schnell hinabgraben, wenn sie vermuthen, daß das Thier in die Kammer zurückgedrängt ist. Einer der Jäger hält ihm alsdann einen kurzen an beiden Enden mit Seilen versehenen Stod vor, in welchen der Dachs wüthend einbeißt. In diesem Augenblick windet ihm der Jäger das Seil mehrmals um die Schnauze und macht ihn dadurch unschädlich, da er nicht beißen kann.

Der Pelz des Dachses wird auf verschiedene Art gebraucht. Er dient als Pferdedecken, als Jäger-Schlupfer, als Futter für Reisesäcke oder Koffer &c.; aus seinen Haaren werden Bart- und Malerpinsel gemacht. Sein Fleisch ist nicht sonderlich schlecht zu essen. Seinem Fett schrieb man ehedessen die Kraft zu, die Schwindsucht zu heilen, und Viele begehren heute noch in den Apotheken Dachsfett und erhalten nichts anders als Schweineschmalz.

Da der Dachs von Natur sehr mürrisch und unverträglich ist, so findet man nie mehrere im nämlichen Bau vereinigt. Wenn die Jungen stark genug sind um ihre Nahrung zu suchen, so verlassen sie die Mutter und graben sich einen Zweigbau, um mit den Andern nicht in Berührung zu kommen. Betrachtet man dazu sein stillgeschäftiges und heimliches Wesen, so wird man die Bezeichnung als Einsiedler im Walde nicht unzutreffend finden.

Vor einem frischen Grabe, auf welchem ein schwarz angestrichenes mit Thränen besäetes Kreuz stand, was auf den Friedhöfen den Armen als Grabstein dient, kniete ein Mann mit entblößtem Haupte; seine zwei Kinder beteten neben ihm. Da ruheten die Mutter der Kleinen, und die treue Lebensgefährtin des Mannes. Sanft und unverzagt hatte sie zehn Jahre nachwachen, Elend und Gebrechlichkeiten ertragen und ist unter der Last der Arbeit erlegen ohne eine Klage laut werden zu lassen.

Nach langem, inbrünstigen Gebet standen Claude Morvan und seine Kinder auf; still-

schweigend schlugen sie den Weg nach Kelern ein. Catharine's Tod hatte des Bauern Herz schwer verwundet; denn er hing mit ganzer Seele an ihr, doch hatte ihn der Schmerz nicht entmuthigt, er fuhr fort die Verstorbene in ihren Kindern zu lieben.

Peter, der älteste, gränzte an's neunte Jahr und besaß eine Fertigkeit im häuslichen Leben, welche die Noth oft den Arbeitkindern verleiht: er überwachte nicht nur seine zwei Jahre jüngere Schwester Renata, allein er beschäftigte sich auch noch an der Bestellung der Haushaltung, machte die Commissionen und arbeitete mit seinem Vater nach Kräften und Geschicklichkeit.

Alle drei hatten einen an der Seite des hohlen Felsens sich hinschlängelnden Fußweg eingeschlagen und sie erblickten bald ihre Hütte, welche halbwegs von Roscandel und von der Citadelle von Kelern lag.

Beim Anblick der durch die untergehende Sonne beleuchteten Wohnung wurde dem Claude das Herz schwer. Wider Willen erinnerte er sich an die Zeit wo Catherine's Stimme den Kindern die Ankunft des Vaters ankündigte, wie auch an die Freudeausdrücke Peters, der ihm mit Renata entgegenlief. Jetzt war Alles still und ödel. Der Tod war an der Hütte vorbeigegangen und hatte das Leben und die Freude daraus mitgenommen.

Claude seufzte innerlich, nahm seiner Kinder Hände und zog sie an sich. Fürder sollen sie seine Kraft und sein Trost sein.

Als sie beim Wegumbiegen der Hütte gegenüber kamen, erblickte Claude Hrn. Royer, der ihn auf der neben der Thür angebrachten Bank sitzend erwartete.

Ehemals Wirth in Brest, hatte sich Hr. Royer nach Roscandel zurückgezogen, wo er einige Güter gekauft hatte, unter andern die Wohnstätte von Morvan. Er selbst bewohnte ein altes halbverfallenes Herrschaftsgut, dessen Felder er auf eine filzige und kennnißlose Art anbaute. In der Gegend beschuldigte man ihn des Geizes, besonders aber des Uebermuths. Mehrere Male hatte er sich vor dem Friedensrichter wegen strafmäßiger an seinen Diensthofen verübter Mißhandlungen verantworten müssen.

Beim Nähertreten grüßten Claude und seine Kinder höflich.

Hr. Royer, ohne den Gruß zu erwidern, sagte mit einer Herzlosigkeit, mit der sich Einfaltspinsel und Linnenschen gegen ihre Untergebenen brüsten: So ist also deine Frau gestorben! Weißt du, daß dies ein Unglück für dich ist?

— Nur zu wohl weiß ich's, Hr. Royer, er-

widerte Claude bestürzt; denn Niemand wußte sie besser zu schätzen als ich.

— Was aber am schlimmsten ist, dadurch hast du einen guten Platz bei Hrn. Venoir verloren. Wie, zum Teufel, hast du aber auch seine Arbeit acht Tage lang an den Nagel hängen können?

— Wußte ich nicht Catherine versorgen?

— Catherine, Catherine! die Kinder waren ja bei ihr! Uebrigens wußtest du wohl, daß an kein Aufkommen mehr zu denken war.

— Das glaubt man niemals, wenn man die Sterbende innig liebt, erwiderte Claude treuherzig und gerührt: so lang sie mich ansah und mit mir redete, konnte ich nicht glauben, daß sie mich sobald verlassen würde.

— Du siehst nun, Zipsel, sagte Hr. Royer kopfschüttelnd, was dir das genügt hat. Sie ist jetzt gestorben, aber zehn Tage zu spät, denn Hr. Venoir, der nicht auswarten konnte, hat einen Ziegelbrenner von Brest kommen lassen. Wo wirst du nun Arbeit finden?

— Ich werde überall nachfragen, versetzte Morvan.

— Und man wird dich nirgends annehmen, erwiderte der ehemalige Wirth. Du weißt es so gut als ich, die Geschäfte stehen jetzt still; es gibt mehr Arbeiter als Arbeit.... Obendrein bist du mir noch drei Monate Hauszins schuldig.

— Ich habe es nicht vergessen, Hr. Royer, sagte Claude, und ich werde Sie bezahlen.

— Mit dem Erlös des Schweins, das du verkauft hast, um Arzneien für deine Frau zu kaufen, — oder mit den Möbeln, die kaum hinreichen für den Sarg, die Leichenzeremonien und das Kreuz? fragte unbarmherzig Hr. Royer. Hättest du, da du keinen Heller besitzest, dich nicht mit einem Armenbegräbniß für deine Frau begnügen können?

— Ach! sagte schluchzend Morvan, bedenken Sie, daß dies das Letzte war, was ich hier für sie thun sollte; man ist von diesen Ideen nicht Meister! Hätte ich ihr versagt was man den andern Todten gestattet, so würde ich gefürchtet haben ihr Gedächtniß zu entehren. Sie, die ihr Leben für uns aufgeopfert hat, konnte sie nicht mit Recht hoffen, daß wir sie im Tode ehren würden? Das Kreuz zeigt mir an wo ihr Leichnam ruht, und wo wir zum Beten niederknieen sollen.

— Wieder Einer dem der Aberglaube den Kopf verrückt, murmelte kopfschüttelnd der Eigenthümer für sich hin; doch was liegt daran.... Das Resultat von all' dem ist, daß du am Bettelstabe bist und mich nicht bezahlen kannst, nicht wahr?

— Im Augenblick freilich nicht; aber . . .

— Aber, nun da kannst du anderswo eine Wohnung suchen, erwiderte rücksichtslos der Geizhals; ich habe einen andern Miethsmanu gefunden, der mir zwei Thaler Hauszins mehr verspricht, du mußt also morgen ausziehen.

Ob schon Claude diese barsche Verabschiedung nicht erwartet hatte, wendete er doch nichts dagegen ein.

— Jedermann ist Meister in seinem Eigenthum, erwiderte er; wenn Hr. Koyer einen bessern Preis findet, so möchte ich nicht, daß er diese Gelegenheit meinethwegen versäße. In der Bucht von Dinant wohnt einer meiner Vetter, der mir ein Unterkommen nicht versagen wird, wie ich hoffe; ich werde morgen mit meinen Kindern dahinziehen.

— Noch Eines, unterbrach Hr. Koyer, indem er aufstand. Wenn du einmal fort bist, so lebst dir meine Quittung an den Schuhsohlen; wir müssen unsere Rechnung zuvor abmachen.

— Ich glaube Ihnen gesagt zu haben, daß ich im Augenblick ohne Mittel bin, Sie zu befriedigen, sagte Claude verlegen.

— Ja wohl, entgegnete Hr. Koyer, allein du hast Kinder; gib mir dieselben, sie können das Vieh hüten, und ich erkläre, daß du mir nichts mehr schuldig bist.

Bei diesem unerwarteten Vorschlag spitzten Peter und Renata, die bis jetzt das Gespräch mit einem ihrem Alter natürlichen Gleichgültigkeit angehört hatten, schnell die Ohren.

— Du hast Alles dabei zu gewinnen, setzte der Eigenthümer bei; denn du würdest dieser zwei Krabben los, die ich an die Arbeit gewöhnen würde.

Die Kinder drängten sich an ihren Vater.

— Ich will nicht mit ihm gehen! schrie Renata, die Hrn. Koyer mit Entsetzen ansah.

— Ich will nicht in's Herrschaftshaus gehen! setzte Peter ebenfalls erschrocken hinzu.

— Was will das heißen, was will das heißen? sagte der Eigenthümer, indem er lechtern in die Ohren kneipte: ihr macht, glaube ich, die Widerspenstigen. — Du wirfst gehen oder ich führe dich, Schlingel.

— Erlauben Sie, Hr. Koyer, ich will mich nicht von diesen unschuldigen Geschöpfen trennen.

— Wie! Du weigerst dich, mir dieselben zu übergeben? brauste der Erwirthe auf.

— Ich behalte sie lieber bei mir, erwiderte Claude etwas schüchtern; sie sind an mich gewöhnt — sie würden anderswo nicht gut thun.

Herr Koyer erhob sich ganz roth vor Zorn.

— So! nun das hätte ich bei meiner Treue

nicht erwartet, fuhr er auf. — Ich biete ihm ein Mittel an, seine Schuld zu entrichten, ohne einen Heller auszuweichen, indem ich ihm noch eine Last abnehmen will, und er schlägt es ab! — Und aus welcher Ursache? weil die Faulenzer bei ihm bleiben wollen. Wissen sie warum? Nun, du kleiner Taugenichts, warum willst du nicht mitgehen?

— Weil ich nach Hunger essen will, und im Herrschaftshause verweigert man Einem ein Stück Brod, versetzte Peter.

— Was liegt daran, schrie Hr. Koyer, indem er die Hand aufhob.

— Ich will nicht geschlagen werden, und im Herrschaftshause wird man geschlagen, fuhr das Kind ernsthaft fort.

— Der Erwirthe wollte ihn ergreifen, um die Herzhaftigkeit dieser, unglücklicherweise in der ganzen Gemeinde bekannten Thatjache, zu bestrafen; allein Claude wehrte es ab.

— Ah! so erziehst du deine Kinder? schrie Koyer außer sich; du lehrst sie ihren Herrn gröblich beleidigen, Lügen wiederholen! Nun ich werde sie finden. Wehe ihnen, wenn ich sie wieder antrefe! Wehe ihnen, wenn sie mir in die Hände fallen!

— Um diesem zuvorzukommen, behalte ich sie bei mir, antwortete Morvan sehnlich gerührt; niemals hat sie Jemand mißhandelt, und so lange ich's verhüten kann, soll's auch nicht geschehen.

— Du drohest mir also, versetzte der Eigenthümer wüthend; das ist nun der Dank für meine Geduld, oder besser für meine Dummheit! — Gott strafe mich! Du sollst sie nicht lang mehr mißbrauchen. Bezahle mir die rückständigen Miethzins oder ich jage dich noch diesen Abend, ja sogleich fort.

Morvan fuhr zusammen.

— Das werden Sie nicht thun, Herr Koyer, sagte er.

— Nicht, schrie dieser erbittert; nun das werden wir sehen! Willst du mich bezahlen?

— Um Gotteswillen! Sie wissen ja, daß ich es im Augenblick nicht vermag.

— Dann bin ich in meinem Rechte, sagte der Erwirthe. Er zog den Schlüssel aus der Thür der Hütte, ließ Claude stehen und verschwand schnell aus den Augen.

Anfangs stand der Bauer unbeweglich vor Staunen, dann vom Zorn hingerissen, lief er dem Wirthe nach; allein das Geschrei seiner erschrockenen Kinder hielt ihn plötzlich an. Er überlegte die Folgen eines gegen diesen Mann begonnenen Streites; ein Prozeß, Thurnstrafe

vielleicht könnten daraus erfolgen; Peter und Renata würden ohne Hilfe sein! — Dieser Gedanke dämpfte augenblicklich seine Aufreizung. Er kehrte zu seinen Kindern zurück, nahm sie bei der Hand und stand einige Augenblicke unentschlossen vor seiner Wohnung. Sollte er zu Hrn. Royer gehen und versuchen, denselben umzustimmen oder ohne weiters sich zu seinem Bette begeben? Nach einiger Ueberlegung entschied er sich für's Letztere. Der Tag hatte sich geneigt; mit Anstrengung konnten sie noch zeitig genug zu Dinant ankommen. Unter einem Schirmdach nahm er einen Lebensmittel enthaltenden Korb hervor, eiferte die Kinder an, ihm zu folgen und stieg die Anhöhe gegen Kelern hinan, um von da Dinant zu erreichen.

Der Kinder wegen mußte er langsam gehen, und in seinen Gedanken vertieft, sah er nicht was um ihn her vorging. Der Himmel umhängte sich immer mehr; schwere durch den Meerwind getriebene Wolken umhüllten die Dünen, und im Augenblick wo unsere Reisenden das Ufer erreichten, welches Roscanvel von Kelern trennt, brach das Gewitter mit schrecklicher Heftigkeit aus.

Ängstlich für seine Kinder besorgt, suchte Claude mit den Augen ein Obdach; allein die Häuser waren zu entfernt, als daß man daran denken konnte, dieselben zu erreichen; endlich fiel ihm der hohle Felsen ein, und er lief dahin indem er seine Kinder mühsam mitschleppte.

Hohlen Felsen nannte man einen kegelförmigen Felsen, dessen Inneres, natürlich ausgegraben, mit dem obern Theile durch eine Art Kamin in Verbindung stand. Die Fischer, die Hirten und die Kinder der Umgegend suchten bisweilen ein Obdach darin. Die Meereswellen konnten ihn nicht erreichen, und selbst die hohe Fluth erstreckte sich kaum bis an dessen Fuß. Claude fand allda die Reste eines halbverlöschenden Feuers und Holz, daselbe nähren zu können. Aneinander gefügte Strandsteine bildeten einen Heerd, um welchen einige Blöcke anstatt Bänke lagen. Im Hintertheil der Höhle war ein Haufen Seegras, das im Nothfall zum Unterhalt des Feuers dienen konnte.

Morvan zündete das halbtödtte Feuer wieder an, setzte die Kinder darum, um ihre Kleider zu trocknen, und nahm aus dem Korb einige Nahrung, die er unter sie vertheilte.

Anstatt abzunehmen, wurde das Gewitter jeden Augenblick heftiger. Der Wind pfliff durch die Spalten der Felsen und das tobende Meer vertrieb die Kieselsteine am Ufer. Durch Stoßwinde getriebene Regenströme peitschten biswei-

len den hohlen Felsen und fielen wie Wasserfälle auf den Sand. Claude kannte die Seestürme genug um zu wissen, daß dieser wenigstens die ganze Nacht anhalten, und daß er vor Morgen sein Obdach nicht verlassen können werde. Er richtete mit dem Seegras ein Bett für die Kinder her, deckte sie mit seinem Rock zu und setzte sich neben das Feuer. Das sachte Athmen derselben zeigte an, daß sie eingeschlafen waren.

In dieser Hinsicht beruhigt, legte er seinen Kopf in seine auf die Kniee gestützten Hände und versuchte auch zu schlafen. Allein die Erinnerung an Catherine und seine zwei Kinder hielt ihn wider Willen wach. Er fragte sich wie er bei letztern die gute und thatkräftige Mutter ersetzen könne; wo er wohl Arbeit finden werde, die für ihren Unterhalt ausreichen würde. Die Einwürfe des Hrn. Royer stiegen in ihm auf, und er mußte gestehen, daß sie richtig waren. Zuerst in Drest als Kalkbrenner, dann in Roscanvel als Ziegelbrenner beschäftigt, konnte er weder ein Schiff lenken noch einen Pflug führen, und folglich nur schwer Beschäftigung finden in einer Gegend, wo der Ackerbau oder die Schifffahrt der Hauptnahrungsweig ist. Das Nachsinnen machte seine Gedanken immer düsterer, und er war soweit gekommen, daß er bereute den Vorschlag des Hrn. Royer nicht angenommen zu haben, als seine Blicke von ungefähr auf den Strandsteinen verweilten, die als Feuerheerd dienten; dieselben, durch die Flammen verbrannt, waren gebleicht und dem Kalk ähnlich geworden. Morvan besah sie genauer, zog sie aus dem Feuer, schob sie an die Oeffnung der Höhle, um sie der Wasserprobe zu unterwerfen, und überzeugte sich, daß es ächter Kalk war. Da ging ihm plötzlich ein Licht auf. Wäre nur ein Theil der Strandsteine, welche am Ufer herumliegen, Kalksteine, so hätte man in der Nähe eine reiche, unerschöpfliche Goldgrube. Jede Wasserströmung brachte mehrere Ladungen dieser werthvollen Steine ganz zum Brennen fertig. Mit diesen Gedanken beschäftigt konnte Claude die ganze Nacht kein Auge schließen. Jetzt war die Frage, wie er seinen Fund benützen und seine Ziegelbrennerkunst auf eigene Rechnung ausbeuten konnte. Ach! hätte er nur Geld genug gehabt um einen Ofen zu bauen und die nöthigen Knister anzuschaffen. Allein er hatte nichts als seinen guten Willen und Zutrauen auf Gott. In einem inbrünstigen Gebet flehete er um Hilfe und Rath. Das Gebet wurde erhört; denn als die ersten Sonnenstrahlen das Innere des hohlen Felsens erleuchtet hatten, fiel dessen Form Claude auf, und er erkannte, daß